



Revierkurier

Herausgeber: Bayerischer Jagdverband



Liebe Jägerinnen und Jäger,
verehrte Freunde der Jagd,

es ist geradezu ein Wettbewerb unter den Bundesländern ausgebrochen, eine Art Song-Contest, doch leider geht es nicht um Popmusik, sondern um ständiges Ändern der Landesjagdgesetze. Die Föderalismusreform von 2006 hat es möglich gemacht. Rheinland-Pfalz, das Saarland und Hessen haben schon ein überarbeitetes Jagdgesetz, andere Länder wie Sachsen-Anhalt und Nordrhein-Westfalen wollen nachziehen. Baden-Württemberg hat es gerade in den Koalitionsvertrag geschrieben. Und es sind alle politischen Farben befallen von dem Virus: Wer macht das „beste“ Jagdgesetz? Populismus?

Über allem schwebt dabei unausgesprochen die Ansicht: es gibt gutes Wild – Wolf, Bär, Luchs, Kormoran et cetera, und es gibt schlechtes Wild – Sauen, Reh, Hirsch, und überhaupt so genannte „verbeißende“ Schalenwildarten. Was das bedeutet, kennt jeder Jäger: dezimieren und nochmals dezimieren heißt die einfallsslose Devise. Aber jagdfachlicher Rat ist ja nicht nötig, denn in der Politik kann und weiß jeder alles.

Prof. Dr. Jürgen Vocke, Präsident
des Bayerischen Jagdverbandes

Kurzumtriebsplantagen

Eine Chance fürs Niederwild?

Auf der Suche nach erneuerbaren Energien sind auch schnellwachsende Gehölzarten ein Thema für die Land- und Forstwirtschaft geworden. In so genannten Kurzumtriebsplantagen könnten auch Wildtiere Schutz und Nahrung finden. Prof. Dr. Dr. Sven Herzog vom Lehrstuhl für Wildökologie und Jagdwirtschaft der Technischen Universität Dresden hat dazu Überlegungen angestellt.

Kurzumtriebsplantagen mit Pappel und Weide, aber auch mit anderen Arten wie etwa Robinie oder dem Eschenblättrigen Ahorn, sind keine neue Erfindung. Bereits in den 1970er Jahren und 1990er Jahren wurden sie intensiv diskutiert und auch in der Praxis erprobt, konnten sich aber letztlich nicht durchsetzen. Denn ein wesentliches Produkt solcher Anbauten ist Energieholz, das sich thermisch verwerten lässt. Damit sind Kurzumtriebsplantagen aber erst dann rentabel, wenn die Energiepreise relativ hoch sind. Ein weiterer Knackpunkt ist die Frage, ob solche Flächen problemlos wieder in die reguläre landwirtschaftliche Nutzung mit einjährigen Fruchtarten zurückgenommen werden können oder ob sie nicht irgendwann den jeweiligen Landeswaldgesetzen mit entsprechenden Rodungsverboten unterliegen. Hier hat sich aktuell auf dem Gebiet der Gesetzgebung einiges getan, wodurch die Rechtssicherheit für den Landwirt gewachsen ist.

Umgekehrt wird es in einigen Bundesländern derzeit eher schwieriger bis unmöglich, Kurzumtriebsplantagen

auch im Wald anzulegen. Wenn man allerdings die mögliche Bedeutung von Kurzumtriebsplantagen für das Niederwild betrachtet, so betrifft dies im Wesentlichen solche in der Agrarlandschaft, da vor allem dort eine ökologische Bereicherung durch mehrjährige Gehölzpflanzungen vermutet wird.

Keine andere Landschaft hat in Mitteleuropa in den vergangenen vier bis fünf Jahrzehnten solch tiefgreifende Veränderungen erfahren wie die Agrarlandschaft. Die heute großflächige, hochtechnisierte Agrarindustrie birgt kaum Lichtblicke fürs Niederwild.

Umso interessanter ist die Frage, ob Gehölze zur energetischen Nutzung aufgrund ihrer relativ längeren Umtriebszeit hier eine günstige Entwicklung zumindest auf einem kleinen Teil der Flächen versprechen. Schafft man auf diese Weise neue Lebensräume oder zumindest Trittsteine für Wildarten in der Agrarlandschaft? Oder handelt es sich nicht doch eher um so genannte ökologische Fallen, die aufgrund ihrer zeitweisen Attraktivität die Tiere zwar anlocken, ihnen aber dann doch nicht die langfristige er-



Unter den Niederwildarten wird wohl der Fasan am ehesten von Kurzumtriebsplantagen profitieren. Er findet dort zusätzliche Insektennahrung und Gelegenheit zum Aufbaum.

forderlichen Lebensraumbedingungen bieten?

Belastbare Untersuchungsergebnisse zu diesen Fragen existieren kaum, vor allem nicht für Wildarten wie Rebhuhn, Fasan oder Feldhase. Für Singvögel und Wirbellose, insbesondere Insekten, gibt es demgegenüber zumindest erste vorläufige Resultate.

Betrachtet man die derzeitige Situation des Niederwildes in der Agrarlandschaft, so werden verschiedene Faktoren als Ursache für ihren Rückgang verantwortlich gemacht, wie zum Beispiel

- monotones, einseitiges Äsungsangebot
- intensive mechanische Eingriffe, vor allem auf Grünlandflächen
- Verlust nahezu sämtlicher Deckung ab Herbst innerhalb weniger Tage bis Stunden
- dadurch größere Anfälligkeit für Prädatoren
- fehlendes Nahrungsangebot (Ackerwildkräuter, Insekten) durch Pestizideinsatz
- direkte Auswirkungen der Pestizide auf die Wildtiere
- Witterungseinflüsse (insbesondere nasse Frühjahre und Frühsommer, möglicherweise als Folge eines Klimawandels)

Wir müssen uns also fragen, welche dieser Faktoren durch Kurzumtriebsplantagen positiv oder negativ beeinflusst werden und welche anderen Faktoren möglicherweise hinzu kommen.

Das Äsungsangebot wird durch die Anlage von Gehölzpflanzungen in der Agrarlandschaft zunächst einmal vielfältiger werden. Dies gilt besonders für die ersten Jahre der Umtriebszeit. Neben den Gehölzen selbst – die mög-

lichst vom Wild nicht geäst werden sollten – ist es die Begleitflora aus Gräsern und verschiedenen Kräutern, die hier positiv wirken kann.

Eingeschränkt wird die Vielfalt an krautigen Pflanzenarten vor allem durch Herbizidanwendungen vor Anlage der Plantage und gegebenenfalls auch noch danach, etwa besonders gegen Gräser, wenn diese die aufwachsenden Gehölze zu überwuchern drohen. Vor allem bei Pappeln scheint dies ein Problem zu sein.

Neuer Lebensraum oder ökologische Falle?

Hinsichtlich mechanischer Eingriffe sind Kurzumtriebsplantagen mit Gehölzen eher positiv zu beurteilen. Bei einer Umtriebszeit von circa fünf Jahren ist die Zahl dieser Eingriffe vergleichsweise gering und findet dann im Winter statt. Die Ernte im Winter ist für Singvögel und Wirbellose eindeutig positiv. Ob dies beim Niederwild, das gerade im Winter die Deckung braucht, auch der Fall ist, sei dahingestellt. Bei benachbarten Flächen unterschiedlichen Alters wäre dieses Problem sicher weniger akut.

Generell können solche Pflanzungen der Deckungsarmut der Agrarlandschaft im Herbst und Winter entgegenwirken und damit auch das Prädatationsrisiko mindern.

Andererseits bieten entsprechende Strukturen auch den Prädatoren selbst günstige Lebensräume, das Problem einer ökologischen Falle wäre also zu klären.

Der Pestizideinsatz ist gegenüber einjährigen landwirtschaftlichen Kulturen deutlich reduziert, wenngleich

wie erwähnt nicht ganz auf Pestizide verzichtet werden kann.

Bei den Witterungseinflüssen bestehen a priori natürlich keine Unterschiede gegenüber traditionellen Acker- oder Grünlandflächen, doch könnte der Zuwachs an Deckung möglicherweise dem einen oder anderen Jungtier das Überleben unter widrigen Witterungslagen ermöglichen. Gehölze in der Landschaft mildern auch die Wirkung des Windes ab. Mit diesem möglichen Vorteil ist allerdings auch ein potentieller Nachteil verbunden: Gerade Arten, welche die Offenheit und Übersichtlichkeit der Landschaft benötigen, man denke hier etwa an Arten wie die Großtrappe, könnten durch Gehölzpflanzungen eher benachteiligt sein.

Insgesamt scheinen die positiven Wirkungen von Kurzumtriebsplantagen in der Agrarlandschaft jedoch deutlich zu überwiegen, so dass sie tendenziell als Bereicherung zu sehen sind. Betrachtet man die drei Arten Feldhase, Rebhuhn und Fasan, so ist es wohl aufgrund seiner Lebensraumansprüche gerade der Fasan, der von diesen Anpflanzungen deutlich profitieren wird. Gerade seine Affinität zu Gehölzen, die nachts Gelegenheit zum Aufbaum bieten und die zusätzliche Insektennahrung, besonders zur Aufzuchtzeit der Küken, werden den Fasan sicher am meisten profitieren lassen. Hase und Rebhuhn sind da differenzierter zu betrachten, doch ist



Ein Vorteil von Kurzumtriebsplantagen, wie hier zum Beispiel mit Weide, sind die vergleichsweise wenigen mechanischen Eingriffe.



Kurzumtriebsplantagen, wie hier eine zweijährige Pappelanpflanzung, erhöhen insbesondere durch ihre Begleitflora das Äsungsangebot in der Agrarlandschaft.

auch bei diesen Arten mit tendenziell positiven Wirkungen zu rechnen. Zu allen genannten Arten sind in naher Zukunft unbedingt wissenschaftliche Untersuchungen erforderlich.

Gut fürs Rehwild

Das Rehwild als eine Tierart der Buschlandschaft dürfte ebenfalls von den forstlichen Kurzumtriebsplantagen profitieren. Deckung in unmittelbarer Nähe zur Äsung kommt den Ansprüchen des Rehs sehr entgegen. Die Kehrseite der Medaille ist allerdings die Frage nach den Wildschäden in den Kulturen. Anders als im Wald mit vielen Jahrzehnte langen Umtriebszeiten und wenigen Bäumen, die bis zum Erntealter stehen bleiben, kommt es in den Kurzumtriebsplantagen deutlich mehr darauf an, möglichst viele Gehölzpflanzen bis zur Ernte zu erhalten. Damit wird eine Fraßeinwirkung auch leichter zum ökonomischen Schaden. Wie damit in Zukunft umzugehen ist, sollte ebenfalls Gegenstand baldiger wissenschaftlicher Untersuchungen sein.

Neben der ökonomischen Frage der Schadensbewertung, die in Kurzumtriebsplantagen im Vergleich zum Wald eher leichter zu beantworten ist, geht es dabei vor allem um die Frage der Schadensvermeidung. Letzteres ist deshalb von so großer Bedeutung, weil eine Zäunung der Anpflanzungen sowohl aus ökonomischer, vor allem aber aus ökologischer Sicht unbedingt vermieden werden sollte.

Noch ungeklärt ist auch die Frage, welche Rolle Kurzumtriebsflächen für das Schwarzwild spielen werden. Denn sie bieten mitten in einer Agrarlandschaft mit attraktiven Fruchtarten wie Mais, Gerste oder Raps bereits zu einem Zeitpunkt Deckung, zu dem die landwirtschaftlichen Kulturen noch nicht aufgelaufen oder sehr niedrig sind. Ob hierdurch das Wildschadensrisiko insgesamt steigt, ist derzeit ebenfalls eine offene Frage.

Auch Vorteile fürs Rotwild

Auch das Rotwild ist eine Art, die von Kurzumtriebsplantagen profitieren

könnte, auch wenn sie derzeit kaum im Offenland anzutreffen ist. Wenn man die aktuelle Situation der isolierten Teilpopulationen dieser großen einheimischen Hirschart betrachtet, stellt sich die Frage, ob es einzelnen wandernden Individuen – meist jungen Stücken – gelingt, große Agrarflächen zwischen Rotwildvorkommen zu überwinden. Dabei könnte in Zukunft die zusätzliche Deckung, die Kurzumtriebsplantagen vor allem gegen Ende der Umtriebszeit bieten – wenn sie Höhen bis zu sechs Meter und mehr erreichen – hilfreich sein, so dass diese Flächen als „Trittsteine“ beim Durchqueren größerer deckungsarmer Bereiche dienen. Erste vorläufige Ergebnisse aus Telemetriestudien besagen, dass Rotwild solche Gehölzstrukturen in der Offenlandschaft gerne annimmt.

Insgesamt sei als vorläufige Einschätzung festgehalten, dass Kurzumtriebsplantagen mit Gehölzen in der Agrarlandschaft deutliche Vorteile haben. Diese sind sicher von verschiedenen Faktoren abhängig, etwa der Umtriebszeit, der Verteilung in der Landschaft, den jeweils verwendeten Baumarten und Klongemischen oder auch der Intensität des Herbizideinsatzes.

Jedenfalls scheinen diese „neuartigen Niederwälder“ deutlich mehr Chancen als Risiken für unsere Wildarten zu bieten. Schafft es der Revierinhaber, im Dialog mit dem Landwirt Kurzumtriebsplantagen noch mit weiteren lebensraumverbessernden Maßnahmen zu kombinieren, könnte so auch ein teilweiser Ersatz etwa für die kaum mehr praktizierten Flächenstilllegungen geschaffen werden. ●



In dieser Kurzumtriebsplantage stehen zweijährige Pappeln und Robinien auf einem trockenen Standort.

Foto: Prof. Dr. D. Krabel

Foto: Prof. Dr. D. Krabel

Neues Sorgenkind Fasan

Im Jahr 2008 sind die Fasanenstrecken vielerorts regelrecht zusammengebrochen. Sogar Reviere, die sonst als fasanenreich gelten, verzeichneten einen Rückgang von bis zu 60 Prozent. Bis heute haben sich die Besätze nicht wieder erholt. Dr. Thomas Gehle, Niederwildfachmann von der Forschungsstelle für Jagdkunde in Bonn, sucht nach den Ursachen des Einbruchs.

Gegenden mit niedriger Sommer-temperatur, ferner solche, wo alljährlich verspätete Schneefälle und Fröste sowie starke Gewitterregen und Hagelschläge oder während der Brutzeit der Fasane regelmäßig eintretende Überschwemmungen vorkommen, sind der Vermehrung des Fasans durchaus nicht zuträglich“, schrieb der Forstmeister Paul Wittmann aus Komar bereits im 1920 erschienenen Jagdklassiker „Die Hohe Jagd“. Damals zählte der Fasan zum Hochwild.

Mehrfach war zu lesen, das Wetter sei die Ursache für den enormen Einbruch der Jagdstrecke gewesen. Aus der Praxis ist seit über 100 Jahren überliefert, dass es die Hennen schwer haben, bei Kälte und Nässe ein Gesperre großzuziehen. War das auch der Grund des Einbruchs im Frühjahr 2008?

Wenn es aus dem Jagdbetrieb keine konkreten Hinweise gibt, die sich zu Mustern verdichten lassen oder denen mit einfachen Methoden nachgegangen werden kann, endet die Ursachenforschung mit Zustandsbeschreibungen. Dies gilt gerade für rückblickende Betrachtungen. Ein Gegenbeispiel: Bei der Ringeltaube sind die Totfunde in Nordrhein-Westfalen von 2004 bis zum Jahr 2006 um über 150 Prozent angestiegen. An untersuchtem Fallwild konnte sofort der Gelbe Knopf, Erreger *Trichomonas gallinae*, nachgewiesen werden. Die Ursache stand somit schnell fest. Solch auffällige Beobachtungen liegen für den Fasan bis heute nicht vor.

Was war im Sommer 2008 passiert?

Sicher ist lediglich, dass während der Brutzeit ein unbemerktes Sterben stattgefunden haben muss und der Nachwuchs ausfiel. Lokal wiederholten sich diese Beobachtungen im Herbst 2010. Sicher ist auch, dass noch im Herbst 2007 maximale Jagdstrecken erreicht wurden – und das nicht nur in den „Fasanenhochburgen“ Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen, sondern auch in Bayern (vgl. Abb. 1). Für 2008 war so-

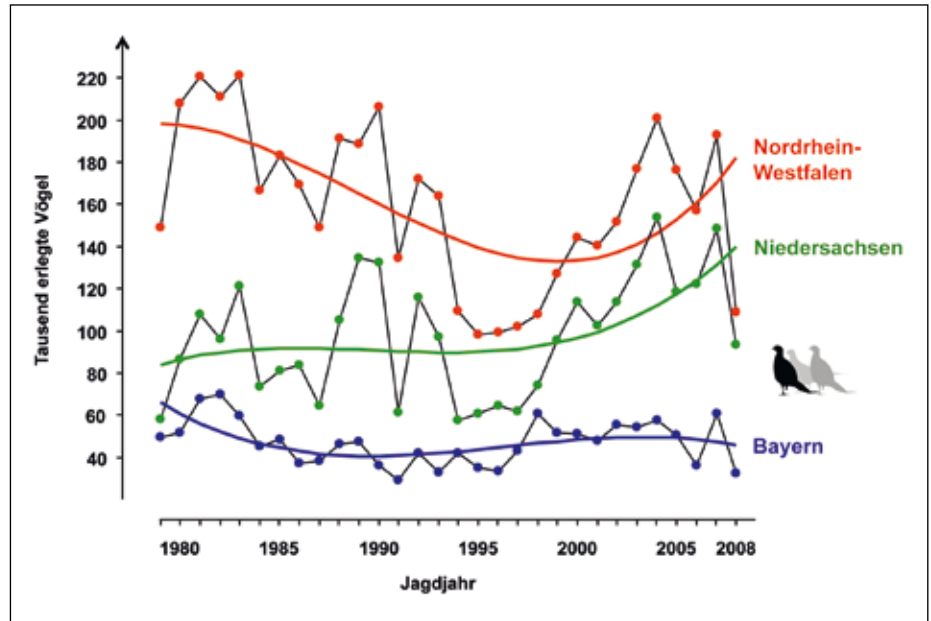


Abb. 1: Ähnlichkeit der Streckenverläufe des Fasans der drei Bundesländer mit den höchsten Jahresjagdstrecken im 30-jährigen Trend (1979 – 2008).

mit eher ein Absinken der Jagdstrecke zu erwarten als ein weiterer Anstieg.

Was war nun im Sommer 2008 passiert? Antwort: Der Zuwachs blieb aus.

Doch kann sich ein Fasanenbesatz nur durch erfolgreich aufziehende Hennen erhalten.

Dank landesweiter Aufrufe konnten im Frühjahr 2009 in Nordrhein-Westfalen Reviere ohne Besatzrückgang ausgemacht werden. Eilig wurde ein erster Vergleich mit benachbarten Revieren durchgeführt, deren Besatz eingebrochen war. Für sechs solcher Revierpaare hat sich gezeigt: Die Reviere unterschieden sich. Die guten Jagdbezirke waren gekennzeichnet durch einen für den Fasan optimalen Lebensraum mit kontinuierlicher Wasserverfügbarkeit, mehrjährige, niedrige Deckungsstrukturen wie Altgras oder Schilf und ausreichend wintergrüne Deckung wie Fichtengruppen oder Senf. Dabei fiel auf, dass Rückgang und hohe Besatzdichte augenscheinlich unabhängig von Hegemaßnahmen wie dem Angebot von Futterstellen auftraten; obwohl doch der Fasan bekanntlich sehr dankbar auf solche

Maßnahmen reagiert. Offensichtlich konnten Fasanenbesätze in derart gut ausgestatteten Habitaten Stressoren besser verkraften als in schlechten. Ebenso sprach das Ergebnis dafür, dass die Stressoren wohl großräumig aufgetreten sein sollten.

Rückgang der Flächenstilllegungen ohne Einfluss

Aber welche großräumigen Veränderungen hat es 2008 gegeben? Viele Jäger vermuten, dass der Verzicht auf Flächenstilllegungen zugunsten nachwachsender Rohstoffe dem Niederwild schadet. Tatsächlich nahmen diese stillgelegten Flächen allein in Nordrhein-Westfalen von 2006 bis 2008 um rund Zweidrittel ab. Hat sich der Fasanenlebensraum im selben Ausmaß verschlechtert? Wohl kaum. Erstens ist bekannt, dass erst ab einem gestalteten Offenlandanteil von drei Prozent zarte Wirkungen auf das Niederwild beobachtet werden können. Und zweitens gibt es Landkreise, von deren Anbaufläche nicht einmal 100 Hektar stillgelegt wurden.

Beim Vergleich des Rückgangs des Fallwildes von 2007 auf 2008 mit dem der Stilllegungsflächen von 2006 auf 2008 nimmt zwar der Fallwildrückgang mit zunehmendem Flächenverlust zu. Doch mit einer Korrelation von lediglich 46 Prozent bleibt dieser Trend unscharf. Ein Vergleich von Jagdstrecke und Flächenrückgang zeigte keinen Zusammenhang.

In einem anderen Licht erscheint eine Trendbetrachtung zwischen langjähriger Streckendichte, Getreideanteil und Rückgangsausmaß. Dieser Vergleich ergab Hinweise auf ein räumliches Rückgangsmuster. Das könnte bedeuten, dass die Fasanenstrecken 2008 besonders in getreidereichen Gebieten einbrachen. 19 von 39 betrachtete Landkreise in Nordrhein-Westfalen – ab mittlerer Streckendichte von über 0,1 Hähne pro 100 Hektar bejagbarer Fläche – entsprachen diesem Trend. Ein Zusammenhang zwischen Rückgangsausmaß und Getreideanteil konnte jedoch nicht gefunden werden.

Gleichläufigkeit zwischen Streckenverlauf und Niederschlag

Ist also doch das Wetter für den Rückgang verantwortlich? Wie sah die Situation zur Brutzeit aus? Die Eiablage beginnt in Europa mit einer Zeitspanne von über 70 Tagen, vom 4. April bis 20. Juni. Daher wurden bislang nur Wetterdaten von April bis Juli näher betrachtet. Verglichen mit den Monatsmitteln der letzten zehn Jahre war der April 2008 in Nordrhein-Westfalen recht kalt und mit rund 50 Millimetern Niederschlag auch recht nass. Der April im guten Fasanenjahr 2007 dagegen warm und mit einem Millimeter Niederschlag extrem trocken. Ein Vergleich für Nordrhein-Westfalen von Streckendichte, April-

temperatur und Aprilniederschlag ergab im Gegensatz zu Verlaufsprüfungen für die Monate Mai bis Juli ein hohes Maß an plausibler Übereinstimmung (vgl. Abb. 2). Auch für Reviere am Oberrhein fiel dem Jagdwissenschaftler Manfred Pegel 2009 die Gleichläufigkeit zwischen Streckenverlauf und Aprilniederschlag auf (Wetterstation Bühl, Zeitraum 2000 bis 2008).

Daraufhin wurde die Ökologin Alexandra Esther vom Julius-Kühn-Institut Münster beauftragt, mit Hilfe hochaktueller biometrischer Verfahren zu prüfen, welche Wettermessgrößen des Deutschen Wetterdienstes den Jagdstreckenverlauf der letzten zehn Jahre am besten erklärt. Ergebnis: Der Niederschlag. Wichtigster Monat ist der April, der Niederschlag erklärt die Streckenvariationen am besten, es folgen der mittlere Tiefstwert der Lufttemperatur im Mai oder der Juniniederschlag.

Welchen langfristigen Trend der Fasan in Deutschland gezeigt hat, lässt sich an den Jagdstrecken ablesen. Im 20-jährigen wie im 30-jährigen Trend (1979 bis 2008) unterscheidet sich der Verlauf in Bayern von den Fasanenländern Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen stärker als die beiden nordwestdeutschen Streckenverläufe untereinander. Die Verläufe wurden mit einer einfachen Trendanalyse typisiert. Stellt man daneben die Anzahl Zunahmen der Anzahl Abnahmen gegenüber, sind die Trends in Nordwestdeutschland sogar identisch (Abb. 1). Überraschenderweise fiel die Trendanalyse für Feldhasenstrecken ganz ähnlich aus.

Da sich die Jagdstrecken sowohl vom Fasan als auch vom Feldhasen in Nordwestdeutschland anders entwickelt haben als im Südosten Bayerns, ist zu vermuten, dass beide Niederwildarten in ihrer jeweiligen Umwelt

ähnlichen Stressoren ausgesetzt sind. Derart großräumige Trends können allerdings auf Revierebene durch völlig andere Zustände und Abläufe überdeckt werden. Folglich muss das aktuelle Wissen um den Einfluss von Stressoren wie dem Wetter oder der Industrialisierung der Landwirtschaft so unscharf bleiben wie die Jagdstrecken selbst.

Drei Säulen der Niederwildhege

Dabei sind jedoch die drei Grundregeln klassischer Fasanenhege in keins-ter Weise in Frage zu stellen. Denn erst eine auf das jeweilige Revier abgestellte Hege, die erstens Äsungs- und Deckungshabitate optimiert, zweitens Beutegreifer konsequent kontrolliert und drittens die Hähne schonend bejagt, hebt die Wilddichte. Erfolge werden in der Regel erst nach Jahren spürbar. Meist erst dann, wenn die drei Säulen der Niederwildhege nicht nur als Daueraufgabe begriffen, sondern konsequent in die Tat umgesetzt worden sind. Welcher Aufwand dafür betrieben werden soll, liegt in den Händen der Akteure vor Ort.

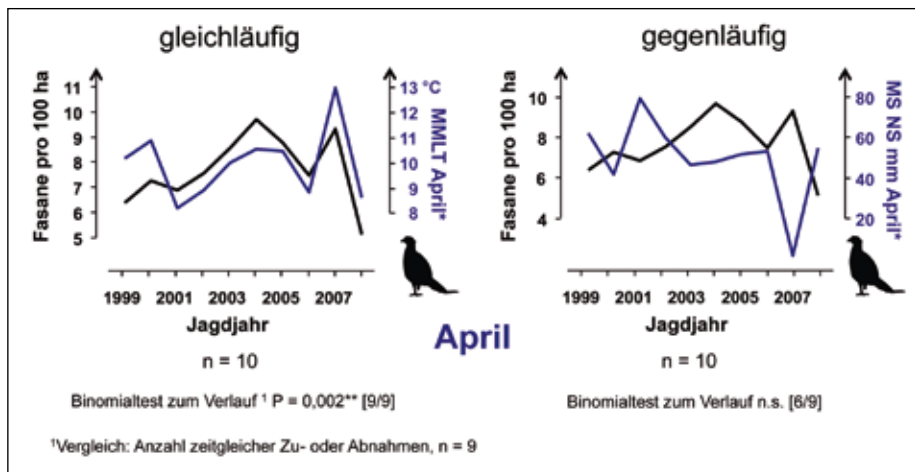


Abb. 2: Verlaufsvergleich von Streckendichte, Temperatur und Niederschlag im April von 1999 bis 2008. Gezeigt werden die Landesjagdstrecke (ohne Fallwild) und Mittelwerte aus Messungen des Deutschen Wetterdienstes an zehn Stationen in Nordrhein-Westfalen.

Ein ausführlicher Beitrag von Dr. Thomas Gehle zum Rückgang des Fasans ist zu lesen im neu erschienenen

Band 18 der Schriftenreihe des Landesjagdverbandes Bayern: „Niederwildsymposium Fasan und Feldhase“ vom 15. und 16. Oktober 2010 in Essenbach

Schriftenreihe des Landesjagdverbandes Bayern e. V.
Band 18

Niederwildsymposium
des Landesjagdverbandes Bayern - Bayerischer Jagdverband e. V. und der Bayerischen Akademie für Tierschutz, Umwelt- und Jagdwissenschaften
Fasan und Feldhase
15. und 16. Oktober 2010
in Essenbach

Kostenlos zu bestellen bei:
Bayerischer Jagdverband
Hohenlindner Str. 12
85622 Feldkirchen
Fax: 089/990234-37
E-Mail: info@jagd-bayern.de

„Paralleljagd“ ausschließen

Die steigenden Bestandszahlen des Bibers und die damit verbundenen Schäden werden zunehmend ein Thema für Jäger. Denn obwohl der Biber nicht im Jagdrecht steht, muss er mit jagdlichen Mitteln, sprich mit der Büchse, reguliert werden. Der Naturschutzreferent des Bayerischen Jagdverbandes, Eric Imm, stellt die Situation dar.

Lange Jahre war der Biber für Jäger ein Randthema. In den 60er Jahren mit Genehmigung des damals zuständigen Landwirtschaftsministeriums ausgewildert und in den 70er Jahren aus dem Jagdrecht in die alleinige Zuständigkeit des Naturschutzrechts überführt, war eigentlich immer klar: für den Biber ist der Naturschutz zuständig.

Dies galt erst recht, als die Biberpopulation in den 90er Jahren immer mehr anwuchs – und mit ihr auch die vom Biber verursachten Schäden und Probleme. Seit dieser Zeit entwickelten sich die Grundzüge des bayerischen Bibermanagements. Zunächst gab es zwei hauptamtliche Biberberater des Bund Naturschutz (BN), die bei Problemen mit Rat und Tat zur Seite standen und Tipps für die Vermeidung von Schäden gaben. Auch konnten sie in – nach heutigem Maßstab – geringem Umfang Schadensersatzzahlungen aus Mitteln des BN gewähren. In Fällen, in denen der Biber definitiv „fehl am Platze“ war, wurde mit Ausnahmegenehmigung der Fang der Tiere organisiert. Sie wurden ins Ausland gebracht und dort ausgewildert.

Später kamen auf Landkreisebene ehrenamtliche Biberberater hinzu, die von den Unteren Naturschutzbehörden



Foto: W. Lorenz/piclease

Der Biber wurde in den 70er Jahren aus dem Jagd- ins Naturschutzrecht überführt. Seit seine Population und die damit verbundenen Probleme stark angestiegen sind, gibt es jedoch eine Ausnahmeregung, die die Entnahme und sogar das Töten der Tiere genehmigt.

den berufen und über die Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL) in Laufen geschult werden. Nicht zuletzt wegen ihrer ständigen Präsenz vor Ort und ihren in der Regel guten Kontakten zu den Landwirten sind heute viele Jäger als ehrenamtliche Biberberater aktiv.

Mit der „Kormoran- und Biberverordnung“, der Verordnung über die Zulassung von Ausnahmen von den Schutzvorschriften für besonders geschützte Tier- und Pflanzenarten (Artenschutzrechtliche Ausnahmeregung AAV), vom 3. Juni 2008 und den

dazugehörigen Vollzugshinweisen vom August desselben Jahres wurde das Bibermanagement auf Grund der bis dahin nochmals deutlich gestiegenen Bestandszahlen auf eine völlig neue Grundlage gestellt. Erstmals wurden hier in einer Verordnung Fallkonstellationen definiert, bei denen Biber entnommen werden können beziehungsweise bei denen die Unteren Naturschutzbehörden der Landratsämter Entnahme und Tötung genehmigen konnten. Wichtig ist in diesem Zusammenhang der Hinweis, dass die zur Entnahme berechtigten Personen von der Unteren Naturschutzbehörden zu benennen sind. Die Revierinhaber sind zu informieren.

In einigen Gebieten Bayerns, wie zum Beispiel in Gebieten mit hoher Fischteichdichte im Nordosten Bayerns, ist die Zahl der zu entnehmenden Biber inzwischen so stark angestiegen, dass die auf Landkreisebene tätigen Biberberater auf Unterstützung angewiesen sind.

Hier stellt sich nun die Frage, ob alternativ die Revierinhaber beziehungsweise von ihnen beauftragte Jäger sich selbst von den Landratsämtern als „zum Abschuss von Bibern berechtigt“ berufen lassen oder ob diese Aufgabe Dritte übernehmen. Im Extremfall könnte dies so aussehen, dass neben der Kanzel des Revierinhabers die Anzitzleiter des vom Landratsamt berufenen „Biberjägers“ steht. Streit und



Foto: M. Breuer

Im Extremfall könnte neben der Kanzel des Revierinhabers die Anzitzleiter des vom Landratsamt berufenen „Biberjägers“ stehen.



In einigen Gebieten Bayerns mit hoher Fischteichdichte ist die Zahl der zu entnehmenden Biber so stark angestiegen, dass die Biberberater auf Unterstützung angewiesen sind.

Ärger wären vorprogrammiert.

Vor diese Alternative gestellt, heißt es für die Jagd Farbe bekennen. Nach unserer Auffassung muss es Aufgabe des Revierinhabers oder eines von ihm berufenen Mitjägers sein, wenn der Bestand einer Tierart mit jagdlichen Methoden, das heißt mit der Büchse, reguliert werden muss. Andersfalls riskieren wir, dass mit der Zeit eine „Paralleljagd“ entsteht, einerseits im Rahmen des Jagdrechts mit den Revierinhabern, andererseits außerhalb des Jagdrechts und außerhalb des bewährten Reviersystems mit den so genannten Biberjägern.

Beim Kormoran konnte eine ähnliche Entwicklung durch das große Engagement der Revierinhaber im Wesentlichen verhindert werden. Nun gilt

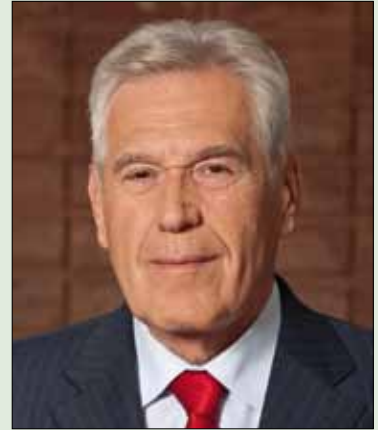
es für die Revierinhaber, die zweifellos nicht immer nur angenehme Mitverantwortung bei der notwendigen Regulierung von Bibern zu übernehmen – auch als Beitrag zur langfristigen Sicherung des Reviersystems. Völlig klar ist und bleibt, dass der Biber nicht ins Jagdrecht übernommen werden soll. Ein – wenn auch nur theoretisches – Risiko, dass Jäger für den Biber wildschadenspflichtig werden könnten, wird damit ausgeschlossen.

● Die BJV-Landesjagdschule bietet eigene Seminare zur Entnahme von Bibern an. Sie finden am 23. Juli in Feldkirchen und am 29. Juli in Wunsiedel statt. Weitere Informationen und Anmeldung im Internet unter www.jagd-bayern.de, Landesjagdschule



Der Biber nagt nicht nur kleinere Äste und Stämmchen an, er vermag auch ganze Bäume zu „fällen“, wie hier eine Eberesche.

Ist auch Jäger



Michael Glos gehört seit 1976 dem Deutschen Bundestag an, ist langjähriger Vorsitzender der CSU-Landesgruppe und ehemaliger Bundeswirtschaftsminister. Der Müllermeister lebt mit seiner Frau Ilse in Prichsenstadt im Landkreis Kitzingen. Er hat zwei erwachsene Kinder.

Revierkurier: Herr Glos, wann und wie kamen Sie zur Jagd?

Glos: Mein ältester Sohn ist Jäger und hat ein eigenes Revier. Seiner Jagdeinladung konnte ich nicht widerstehen. Leider habe ich in der ersten Reihe der Politik nie Zeit dafür gefunden. So habe ich erst im Jahr 2009 meinen ersten Jagdschein gelöst und im Mai 2010 durfte ich meinen ersten Bock strecken.

Revierkurier: Wo jagen Sie bevorzugt?

Glos: In meiner fränkischen Heimat. Aber ich genieße es auch sehr, die anderen Gegenden unseres Landes kennen zu lernen. Dieses Jahr will ich zum ersten Mal in den Alpen jagen. Wir haben in Deutschland so viel wunderbare Natur, als Jäger kann man sie noch intensiver erleben.

Revierkurier: Welches Wild jagen Sie am liebsten?

Glos: Die Jagd auf Sauen macht mir sehr viel Spaß. Beeindruckt war ich, als ich vor einigen Monaten ein großes Rudel Rotwild vor mir gesehen und einen Spieß erlegen konnte. Das waren ganz besondere Momente. In Unterfranken haben wir auch viele Feldhasen. Aber dafür muss ich noch mehr mit der Flinte trainieren.

Revierkurier: Was bedeutet Ihnen die Jagd?

Glos: Die Jagd ist für mich eine ganz unmittelbare Verbindung mit der Natur. Man muss sich mit Wind, Wetter, Jahreszeiten, Wild und Vegetation beschäftigen. Jagd gegen die Natur funktioniert nicht. Daneben kann sogar ich noch interessante Menschen kennenlernen. Und wenn ich „von draußen“ komme, bin ich einfach ausgeglichen und gut drauf.



Waldwiesen – Lichtblicke fürs Wild

Im Internationalen Jahr der Wälder richten der Bayerische Jagdverband und seine Wildland-Stiftung Bayern ihr Augenmerk auf die Bedeutung des Waldes als Lebensraum für zahlreiche Tier- und Pflanzenarten. Eine besondere Nische im Lebensraum Wald nehmen dabei Waldwiesen ein.

Freiflächen sind Bestandteil des natürlichen Systems Wald. Sterben alte Bäume ab, entstehen Lücken im Bestand und der Lichteinfall begünstigt das Aufkeimen von Kräutern und Gräsern. Frühblüher wie Buschwindröschen, Lerchensporn oder Märzenbecher profitieren von den veränderten Lichtverhältnissen genauso wie Keimlinge der verschiedensten Baumarten.

Klassische Waldwiesen sind meist durch gezielte Rodung entstanden. Häufig handelt es sich um Reste alter Ortsfluren von untergegangenen Weilern, Dörfern oder Einzelgehöften, die nicht vollständig aufgeforstet oder natürlich wiederbewaldet worden sind. In der bäuerlichen Landwirtschaft wurden früher natürliche Freiflächen bewusst offen gehalten, denn sie waren willkommene Weideflächen fürs Vieh. Aber auch durch die Äsung des Rotwildes, das ursprünglich keine Tierart des Waldes ist, wird ein hoher Bewuchs von Bäumen oder Sträuchern verhindert. Auf großen Waldwiesen finden wir häufig auch heute noch einzelne mächtige Bäume und Überhälter. Eichen und Buchen waren hier



Foto: H. Winter/piclease

Um die wichtigen ökologischen Funktionen der Waldwiesen zu erhalten, ist eine Pflege unerlässlich.

die bevorzugten Baumarten, denn ihre Früchte dienten zugleich der Mast des Viehs. Aber ebenso sind die Haselnuss oder Obstbäume auf Waldwiesen typisch.

Auch wenn heute das Waldgesetz eine Wiederaufforstung innerhalb von fünf Jahren nach Sturm- und Hiebsereignissen vorschreibt und Waldwiesen ihre Funktion als landwirtschaftliche Weideflächen verloren haben, so sind sie doch schätzenswerte Lebensräume. Besonderer Artenreichtum findet sich gerade an Grenzlinien, wie sie hier zwischen Wald und Freifläche entstehen. Die Wiesen mit vielfältigen Gräsern und Kräutern sind Lebensraum zahlreicher Insekten wie Heuschrecken, Tagfalter oder Käfer. Die Larven entwickeln sich zwar meistens im Holz, doch die erwachsenen Insekten benötigen Nektar und Pollen von Blüten der Sträucher und Kräuter. Die reiche Insektenfauna wiederum ist Nahrungsbasis für viele Vogelarten, wie beispielsweise Drosseln, die im

Wald brüten, aber die Freiflächen zur Nahrungssuche nutzen. Und natürlich ist jede Waldwiese eine geeignete Äsungsfläche für unser Wild.

Die wichtigen ökologischen Funktionen der Waldwiese drohen heute durch Verbuschung und Aufforstung verloren zu gehen. Daher ist eine Pflege unerlässlich. Für die Fauna wünschenswert ist eine extensive Bewirtschaftung der Wiesen mit einem späten Mahdzeitpunkt, um dem Aufkommen von Büschen und Bäumen entgegen zu wirken. Gegebenenfalls können die Wiesen mit Heublumensamen geimpft werden, so dass sich die Artenvielfalt der Kräuter und damit auch der Insekten erhöht. Bei ausreichend großen Waldwiesen können einzelne Obstbäume den Lebensraum bereichern. Hier können auch seltene und vom Aussterben bedrohte Wildobstbäume wie der Wildapfel oder die Wildbirne gepflanzt werden und eine Alternative zu großen Eichen oder Buchen darstellen. Die Grenzlinien zwischen Wald und Wiese können wir durch das Pflanzen von Heckensträuchern ökologisch aufwerten. Sie bieten im Frühjahr mit ihren zahlreichen Blüten vielen Insekten Nahrung und im Herbst und Winter profitieren Vögel und unser Wild von den Früchten.

Damit Waldwiesen als Äsungsflächen für unser Wild attraktiv bleiben, ist vor allem dafür zu sorgen, dass Störungen ausbleiben. Deshalb sollte auch die Jagdausübung im Wald und nicht auf den Freiflächen erfolgen. So können die Tiere die Wiesen ungestört zur Nahrungsaufnahme nutzen und wir beugen dem Verbiss im Wald vor.

Ulrike Kay-Blum



Foto: H. Glader/piclease

Für unser Niederwild, wie das Rehwild, sind Waldwiesen notwendige Äsungsflächen.

Impressum:

Herausgeber: Bayerischer Jagdverband (BJV) · Hohenlindner Straße 12 · 85622 Feldkirchen · Telefon 089 / 99 02 34 0 · Fax 089 / 99 02 34 37, Internet: www.jagd-bayern.de, E-mail: dr.reddemann@jagd-bayern.de

Präsident des Bayerischen Jagdverbands: Prof. Dr. Jürgen Vocke

Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Joachim Reddemann, BJV-Hauptgeschäftsführer • **Redaktion:** Stephanie Schlicht, Günter Heinz Mahr (Leitung)

Layout: Doris Dröge • **Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten** (für Kreisgruppenvorsitzende und Hegegemeinschaftsleiter)